

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 1

Artikel: Von Badern und Feldscherern
Autor: Müller, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dichtete Badelieder bekannt. Anno 1619 wurde in Pfäfers das Singen deutscher Psalmen verboten, weil es des öfters im Jahre vorher den Katholischen zum Troz geschehen war. Getrunken wurde im allgemeinen viel, aber nicht Wasser, sondern Wein, denn die Trinkturen wurden erst später große Mode.

Im Jahre 1626 wurde das obere Wirtshaus durch einen herabfallenden Stein zerstört, und drei Jahre später brannte das untere Gasthaus durch Unvorsichtigkeit ab. Der Badebetrieb wurde aber im alten Badehaus aufrecht erhalten, und 1631 erschien in Dilingen ein Büchlein von Johann Kolwecken über den Heilquell: „Tractat von des überaus heylsamen, weitberühmten, selber warmen, Unser Lieben Frauens Pfeffersbad, inn Oberschweiz gelegen, wunderthätiger Natur.“ Kurze Zeit hernach wurde aber auch noch dieses Badehaus durch einen herabstürzenden Stein zerstört und dadurch das Baden im Tobel „nunmehr aufsgehebt“.

Das heute noch vorhandene und benützte, klosterähnliche Gebäude entstand in den Jahren 1704 bis 1716 und diente 200 Personen zur Aufnahme. Obgleich das Bad nun nicht mehr so schlimm war wie früher, meinte Fäsi 1766, „so würden doch uebelthäiter, denen das Leben abgekannt ist, Gnade verdienen, wenn sie gezwungen wären, sich allhier ein Vierteljahr aufzuhalten.“

Dr. J. G. Ebel schrieb 1793 in seinem Reisehandbuch, „Pfeffers-Bad“ sei wegen seiner Lage merkwürdig. Es liege in einem gräßlichen Felsenklunde dicht an der wilden Tamina. Das große Badehaus sei vier Stockwerke hoch; man sei so gut bedient, als es da möglich sei, und man

bezahle billig. Es sei ein Billiard da, aber keine Spaziergänge ...

Kritischer eingestellt war ein deutscher Arzt, der 1825 fand, kaum ein anderer berühmter Badeort sei weniger bekannt als Pfäfers, man wisse nicht, wie man dahin gelange. „Es werden wenige sein, in welchen der Anblick des Bades in der Tiefe nicht den Gedanken erregte, die unverzügliche Rückkehr einem mehrwöchentlichen Begräbnis in diesem Schlunde vorzuziehen.“

Einige Jahre zuvor hatte ein Kurgast beanstanden, daß in allen sechs Bädern die Fenster vernagelt waren. Billig sei es auch nicht gewesen, aber man habe sich mit den Ersparnissen an Equipagen, Gesellschaften, Ballkostümen und den hier fehlenden Verlusten im Hasardspiel trösten können.

Der heutige Ausbau des Bades erfolgte 1825 bis 1832 durch Abt Placidus von Pfäfers. Eine gründliche Besserung der immer noch unbefriedigenden Zugangsmöglichkeiten brachte dann im Jahre 1839 die Errichtung der sogenannten Badstraße von Ragaz durch die Schlucht bis zum Badehaus. Sie machte auch den Krahnen überflüssig, mit welchem bis dahin viele Lebensmittel, vor allem Wein- und Salzfässer 180 Meter tief in das Tobel hinuntergelassen worden waren.

Der Großteil des Quellwassers wurde 1840 nach der Säkularisation des Klosters durch den Kanton St. Gallen in einer hölzernen Leitung talaußwärts nach Ragaz geleitet, das sich dann rasch zu einem blühenden Kurort entwickelte, dem gegenüber Bad Pfäfers mehr und mehr von seinem Jahrhundertealten Nimbus einbüßte.

Sic transit gloria mundi!

Dr. Heinz Müller

Von Badern und Feldscherern

Zahlreich sind auch bei uns die Leute mit den Familiennamen Bader und Scherrer. Diese Namen sind nichts anderes als Berufsbezeichnungen, die an den Nachkommen von Handwerkern haften geblieben sind.

Scherer und Bader spielten durch Jahrhunderte eine große Rolle im Leben der Völker. Sie genossen aber lange nur geringes Ansehen und gal-

ten vielerorts als „ehrlos“. Zürich war eine der wenigen Städte, wo sie verhältnismäßig große Wertschätzung erfuhrten, bei Einführung der Zunftverfassung durch Bürgermeister Rudolf Brun der Zunft der Schmiede angeschlossen wurden und damit das aktive und passive Wahlrecht erlangten.

Das Waschen und Baden ist wohl so alt wie die Menschheit selber. Bei den alten Germanen

waren Schwitzbäder in heißer Luft und im Wasserdampf sehr gebräuchlich. Dass zur Römerzeit auch in den helvetischen Gauen warme Bäder üblich waren, haben die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte deutlich nachgewiesen. In den Stürmen der Völkerwanderung erlitt das Badewesen einen starken Rückschlag, von dem es sich nur langsam erholt. Im Spätmittelalter gelangte es jedoch wieder zu hoher, ungeahnter Blüte. Neben den kleinen, meist recht primitiven Badestuben in Privathäusern wurden zu Stadt und Land immer mehr die öffentlichen Gemeinschaftsbäder Mode. Dazu gehörten sowohl die Schweißbäder, wie sie neuerdings als Saunabäder wieder propagiert werden, sodann die Kräuter- oder Wasserbäder und schließlich die Mineralbäder. Die letztern waren im Mittelalter viel gebräuchlicher und offenbar auch beliebter als heutzutage. Im Kanton Zürich beispielsweise waren als Mineralbäder das Nidelbad in Rüschlikon, die Ghrenbäder ob Hinwil und ob Turbenthal, das Bad Chrlösli bei Wezikon, Urdorf, Bocken und Mönchaltorf weit bekannt und genossen einen starken Zulauf von nah und fern.

Öffentliche Badehäuser durften, wie heute die Apotheken, nur mit behördlicher Bewilligung eröffnet und betrieben werden, waren also privilegiert. Sie unterstanden der Leitung eines Bademeisters oder Baders, wie er damals hieß. Ihre Haupttätigkeit war naturgemäß die Zubereitung der Bäder. Daneben beschäftigten sie sich aber auch sonst mit der Körperpflege ihrer Kunden, denn es war allgemein Sitte, sich anschließend an ein Bad die Haare schneiden und den Kopf waschen zu lassen. Die Männer ließen sich, namentlich in der Frühzeit, im Bade gerne auch rasieren, da das



Bei Ragaz mit Falknis

Foto Suter

Einseifen erst verhältnismässig spät in Gebrauch kam. Eine wichtige Einnahmequelle der Bader war auch das Schröpfen, das als beliebtestes Allheilmittel gegen mancherlei Gebrechen angewandt wurde und ein Gesunder jährlich viermal vornehmen ließ.

Sowohl Männer wie Frauen pflegten auch in den öffentlichen Bädern meist völlig nackt zu baden und trugen im Bade lediglich aus Stroh geflochtene, spezielle Badehüte, welche vom Bader geliefert wurden. Die Trennung der Geschlechter wurde zwar von der Kirche verlangt und von den Behörden in den Badevorschriften angeordnet, häufig genug jedoch nicht strikt durchgeführt, so dass sich gelegentlich arge Missstände ergaben.

Die Bader waren, wie man dies heute von den Coiffeuren behauptet, im allgemeinen recht ge-

schwätzig, woran der Ausdruck „salbadern“ unmöglich erinnert. Viele Leute besuchten deshalb die Badestuben in erster Linie zum Vergnügen und um die Tagesneuigkeiten zu erfahren.

Die Bader hatten in den Badestuben weibliche und männliche Gehülfen. Die letztern befassten sich zuerst hauptsächlich mit dem Haarschneiden und Rassieren, welches scheren genannt wurde, und nahmen gelegentlich auch kleinere ärztliche Handlungen vor. Mit der Zeit aber arbeiteten sich die Scherer immer mehr in die medizinische Tätigkeit hinein und übten diese, wie auch das Scheren, auf eigene Rechnung außerhalb der Badestuben aus. In Jahrzehntelangen Kämpfen mit den Badern, die sich von ihnen immer stärker konkurreniert fühlten, gewannen sie schließlich die Oberhand, namentlich als der Badebetrieb im 17. und 18. Jahrhundert erheblich abflaute. In der Zopfzeit erlangten sie auch als Verücktmacher eine gewisse Bedeutung. Immer wichtiger wurden jedoch ihre chirurgischen Funktionen, und sie betrieben aufs eifrigste die Behandlung von Wunden und Knochenbrüchen, das Aderlassen und anderes mehr, so daß die kleine Chirurgie zu ihrer Domäne wurde und sie sich Wundärzte und Chirurgen nennen durften. Daneben blieben sie aber ihrer angestammten Tätigkeit als Scherer treu, und zu einer reinlichen Scheidung zwischen Barbier und Chirurg kam es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht. Wer Chirurg werden und als solcher in eine Zunft aufgenommen werden wollte, mußte immer zuerst eine dreijährige Lehre als Haarschneider machen.

Neben den Scherern gab es immer auch eigentliche Ärzte die sich jedoch durch ihre meist wenig gebildeten Kollegen kaum konkurreniert fühlten. Diese scheinbar merkwürdige Tatsache ergab sich vor allem daraus, daß die mittelalterlichen, gelehrteten Ärzte in erster Linie Büchergelehrte waren, die sich nur ungern oder überhaupt nicht mit Chirurgie abgaben und hauptsächlich innere Medizin trieben.

Es war bei der höchst mangelhaften Ausbildung der Scherer und beim damaligen Stand der Medizin selbstverständlich, daß ein großer Teil der Scherer und Chirurgen geringe Fachkenntnisse hatte und vielfach unzweckmäßige und geradezu barbarische Behandlungsmethoden anwandte. Daneben gab es aber auch eine stattliche Zahl von Scherern, die über große Erfahrung und eine erstaunliche Operationstechnik verfügten. Die Zünfte, denen sie angeschlossen waren, und auch gelegentlich die Behörden, gaben sich Mühe, für angemessene Aus- und Fortbildung der Chirurgen zu sorgen.

Um frühen Mittelalter wurden bei Kriegszügen alle Personen, die sich auf Grund von Aufrufen meldeten, zu Hilfeleistungen bei Verwundeten und Kranken eingestellt. Später wurde es bei den Heeren in Europa Sitte, Leute mit gewissen medizinischen Kenntnissen, vor allem Barbierer, Bader und Scherer mit ins Feld zu nehmen. Die letzten als die Wichtigsten erhielten dann die Bezeichnung Feldscher oder Feldscherer. Anfangs nur gering geachtet, gelangten sie mit der Zeit dank ihrer Tüchtigkeit zu angemessenen Stellungen bei der Truppe. Kaiser Maximilian I., welcher im Schwabenkrieg die Eidgenossen umsonst gefügig zu machen versuchte, schrieb seinen Hauptleuten vor, für jedes Fähnlein einen tüchtigen Feldscher bereit zu stellen und ihn mit Arzneien und Instrumenten auszurüsten. Bei uns brachten die Feldscherer die Ausrüstung zum Teil selber mit und faßten sie zum Teil in den Zeughäusern.

Um Jahre 1782 wurde in Zürich zur besseren Ausbildung der Chirurgen ein medizinisch-chirurgisches Institut gegründet, das dann 1834 in der neuen Universität aufging. Die gewaltigen Fortschritte in der Chirurgie führten dazu, daß das Feldscherwesen im 19. Jahrhundert bei fast allen Armeen verschwand und durch ein straff organisiertes, gut ausgebildetes Sanitätskorps ersetzt wurde.

Dr. Heinz Müller

Wir sind da, einander das Leben zu versüßen und zu erleichtern
und nicht zu verbittern und mühselig zu machen.